

## I

## Imperativ, der kategoriale

Michail L. Kotin

Mit Karin Donhausers Dissertation (1986) wurde der Imperativ zum zweiten Mal aus dem Dornröschenschlaf wachgeküsst, und zwar fast genau zweihundert Jahre nachdem dieser nicht in grammatischer, sondern in philosophisch-ethischer Form – also nicht als kategorial, sondern als kategorisch – erschlossen wurde. Sie hat nun gezeigt, dass das, was damals in der Grammatiktheorie gemeinhin als Imperativ bezeichnet wurde, von seinem Wesen relativ weit entfernt war. In der Tat: Die zweite Person Singular Imperativ unterscheidet sich in der Formenbildung von ihrem indikativischen Pendant (*du sprich-st* vs. *sprich!*), während die zweite Person Plural mit diesem formal identisch ist (*ihr sprech-t*: *sprecht!*) – und das nicht nur im Deutschen, sondern auch in vielen anderen Sprachen. Hinter dieser overtten Evidenz hat Karin Donhauser einen tiefen coverten Unterschied gesehen, wie der Königsberger Philosoph seinerzeit hinter Phänomenen Noumena gesehen hat. Das a posteriori Feststellbare wird zum Indiz von dem a priori Vorhandenen, und die Aufgabe einer Wissenschaftlerin besteht selbstverständlich darin, das Letztere vom Ersteren abzuleiten. Dies ist ein dritter Imperativ, nämlich der Forschungsimperativ, dem sie immer treu geblieben ist.

Was ich am Imperativ immer besonders schön fand, ist die ‚absolute Kurzform‘ seiner zweiten Person Singular, meist nur der reine Verbalstamm, manchmal um das weniger sagende Schwa erweitert: *lies!*, *sprich!*, *geh!*, *öffn-e!* Die Aktion wird nicht beschrieben, sondern unmittelbar veranlasst. Das zweite, was ebenso schön ist, ist die Übertragung der Aktion auf Andere. Man will die Handlung weder zu lang beschreiben noch selber ausführen. Ökonomie pur! Minimalismus in Aktion. Optimale Problemlösung bei minimalem Kraftaufwand. Die Schwierigkeiten beginnen mit der Respektform, dritte Person Plural, auch für den Singular, in der Form und zweite Person Singular oder Plural in der Referenz: *lesen Sie* – und dazu noch das oft unumgängliche *bitte*. Der Ausweg war ebenso einfach wie elegant: Diese Formen seien überhaupt kein Imperativ, und was sie konkret seien, soll lieber der begabte Schüler Horst Simon ermitteln, der die Respektkategorie schon in seiner eigenen Dissertation untersuchte. Ich bin gespannt, ob nun sein Lemma in dieser Festschrift unter „R“ zu suchen sei. Auf jeden Fall hätte ich das so gemacht, wenn ich er wäre, denn da kann man Respekt zugleich kategorisieren und zollen.

Warum habe ich nun entschieden, gerade über ein Thema zu schreiben, das zu den frühesten Schwerpunkten Karin Donhausers zählt, habe ich sie doch selber erst später kennengelernt, und zwar im Jahre 1994, als sie auf die Sprachgeschichtspr Professur an die Humboldt-Universität berufen wurde, wo ich gerade als Gastwissenschaftler der Alexander-von-Humboldt-Stiftung weilte. Damals lagen unsere gemeinsamen Interessensbereiche woanders. Karin Donhauser hatte sich gerade vor kurzem zur Genitivgeschichte habilitiert und ich habe meine Habilitationsschrift zur Passivgeschichte eingereicht, woraufhin mein Habilitationsverfahren eingeleitet und Karin Donhauser zur Vorsitzenden der Habilitationskommission gewählt wurde.

Als wir uns nach meiner Habilitation wieder in Berlin trafen, schrieb man das Jahr 1998. Karin Donhauser hat mich als Gastgeberin während meines zweiten längeren Aufenthalts im Rahmen des Forschungsstipendiums der Alexander-von-Humboldt-Stiftung betreut. Damals haben wir über Verbalperiphrasen diskutiert, insbesondere über die *würde*-Umschreibung. Diese Besprechungen haben manchmal – wenn Karin Donhauser *Zeit hatte* und an dieser Stelle höre ich schon empörte Ausrufe aller, die sie kennen: „Das kann nicht wahr sein!“ – stundenlang gedauert. Auch heute noch erinnere ich mich mit großer Dankbarkeit und gewisser Bewunderung, wie sie es vermochte, meiner eben geborenen Idee eine angemessene Form zu verleihen und sie auf einen Pfad zu bringen, den ich davor gar nicht in Sicht hatte. Oder wie sie es auch vermochte, ihre eigenen Ideen so zu formulieren, dass sie ohne weitere Bearbeitung druckreif waren.

Unsere weiteren Begegnungen in den Jahren 2005, 2010 und insbesondere 2011, als ich Karin Donhauser in ihrer Hauptfunktion als Universitätsprofessorin auf ihre freundliche Einladung ein Semester lang vertreten konnte, waren ebenso fruchtbar wie die ersten. Die gemeinsamen Themen gingen, wie es bei vielen Forschern üblich ist, vom Konkreten zum Abstrakten und von Empirie zu Theorie über. Wir haben nämlich allgemeine Probleme des Sprachwandels besprochen, allen voran Fragen der Ursprünge und Mechanismen sprachlicher Veränderungen und der Suche nach einem brauchbaren Modell der Erklärung des Sprachwandels auf der Basis eines gemeinsamen Nenners. Heute denken wir weiter intensiv darüber nach.

Ich komme zur Frage nach dem Warum meines Lemmas zurück. Warum also der Imperativ? Dafür gibt es nicht nur linguistische Gründe. Erstens ist das Referenzjahr 1986, als die Doktorarbeit von Karin Donhauser erschienen ist, markant. Es liegt genau 30 Jahre nach ihrem Geburtsjahr und genau 30 Jahre vor ihrem Jubiläumsjahr, dem diese unge-

wöhnliche Festschrift gewidmet ist. Einem Sprachgeschichtsforscher braucht man nicht zu erklären, welche Magie in der mythologischen alt-germanischen Zeit hinter den Zahlen 30 und 60 steht. Das ist unter vielen anderen overten und koverten Hinweisen das Jahr des Treffens des 30-jährigen Hadubrand mit seinem 60-jährigen Vater Hildebrand „untar heriun tuem“. Der damalige Kampf war leider tragisch, auch wenn wir nicht genau wissen, wie er ausgegangen ist. Die spätere ‚spielmannsche‘ Version erzählt von einem friedlichen Ende des Kampfstreites, aber dazu müsste Hadubrand etwas älter gewesen sein. Mit 30 ist man ja manchmal zu schnell in der Entscheidung und zu kompromisslos. Man kämpft gegen seinen eigenen Vater oder, wenn frau vernünftiger ist, schreibt sie eine Dissertation über die kategorischste aller Kategorien, den Imperativ, unter Betreuung des besten aller Doktorväter, Hans-Werner Eroms. Ohne Imperativ ist es aber zu allen Zeiten unmöglich, in einer Leitfunktion erfolgreich zu sein, die Wissenschaft nicht nur selber zu betreiben, sondern auch angemessen zu organisieren und als eine komplizierte Teamarbeit voranzutreiben. Diese Eigenschaften bewundern an Karin Donhauer alle ihre Kolleginnen und Kollegen, von denen jede und jeder ihr vieles zu verdanken hat.

Der Imperativ hat es in sich. Er hat zum Beispiel versteckte Affinitäten zur verbalen Aktionsart. *Komm, wir gehen!* ist etwas ganz Anderes im Vergleich zu *Geh, wir kommen!* Im ersten Fall handelt es sich nämlich um ein Musterbeispiel des kooperativen Sprecherverhaltens, während im zweiten der Hörer von dem sich nähernden Sprecher und seinem Gefolge gewarnt wird, dass er sein Territorium schnellstens verlassen muss, wenn er heil davonkommen will. Das Pronomen *wir*, das rätselhafteste aller Personalpronomina, welches alle denkbaren Inklusionen und Exklusionen involvieren kann, bezieht sich im ersten Satz sowohl auf den Sprecher als auch auf den Hörer, während es im zweiten Satz, *wo kommen* und *gehen* ausgetauscht werden, den Hörer definitiv ausschließt. Die Pragmatik kann dabei nichts ändern, sie muss nur zugucken, was die Semantik anrichtet.

Die Abtönungspartikel *bloß*, welche im Deklarativsatz eo ipso keinen Satzakzent tragen darf, unterliegt nicht dieser Faustregel im Aufforderungssatz mit Imperativform: *Tritt mir BLOß nicht zu nahe!*

Der Imperativ fordert zum aktiven Tun auf (*Hau ab!*), aber auch zum äußerst passiven Verhalten (*Rühr dich nicht vom Fleck!*). Doch auch eine freundliche Einladung kann in der Wirklichkeit eine Aufforderung sein, das Intendierte eher zu lassen als zu tun: *Na komm nur näher, mein Lieber!* – Und wehe dem, der in einem solchen Fall die Semantik der Pragmatik bevorzugt und, wie ich es gewohnt bin, die Rolle der Sprechakttheorie vernachlässigt!

Der Imperativ lässt die davidsonsche Unterscheidung zwischen Individual-Level-Predicates und Stage-Level-Predicates, die einige Linguisten (wie z. B. Maienborn 2003 oder ich selber) für nicht zentral halten, in allen Farben spielen. Es ist in der Tat durchaus üblich, sich an jemanden mit den Worten *Sei doch ruhig!* zu wenden, aber der durchaus grammatische Satz *Sei doch blauäugig!* ist allein in einer sehr spezifischen Situation akzeptabel, und die Aufforderung *Sei doch vernünftig!* ist zwar korrekt, aber oft leider nicht erfüllbar.

Im Imperativ wendet man sich, wenn man recht bei Sinnen ist, lediglich an Menschen oder andere höhere Lebewesen, da die angesprochene Größe aufgefordert wird, etwas zu tun oder zu lassen, wozu sie auch prinzipiell fähig sein muss. Wie oft haben wir aber gehört, dass sich ein Autofahrer bzw. eine Autofahrerin mit *Na komm schon!* an den Motor wendet. Diesen Optimisten und Optimistinnen, die selbst toten Dingen Eigenschaften zutrauen, welche auch Lebendige nicht immer zu aktivieren willig sind, wünschen wir viel Erfolg und gehen zu weiteren Eigenschaften der Imperativformen über.

Man nutzt gern den Imperativ, um Wünsche verschiedener Art in diese besondere Sprachform zu kleiden. Es versteht sich natürlich, dass die Wunschempänger in aller Regel außerstande sind, ihr Leben im Sinne des Wunschinhalts zu beeinflussen oder zu steuern, aber man freut sich umso mehr darüber, muss man ja nichts unternehmen, als nur zu glauben, dass gute Wünsche von alleine in Erfüllung gehen – was zugegebenermaßen häufig tatsächlich passiert: *Bleib gesund!* Hören wir dagegen *Leb wohl!*, sind wir oft alles andere als erfreut, ist es doch wiederum seltener ein Wunsch als eine Sonderform des Abschiedsgrußes. Aber wir werden alles daran setzen, sofern dies von uns abhängt, dass unsere Freunde und Kollegen wohl leben und dass die an sie adressierten Wünsche des Wohlbefindens dazu beitragen – z. B. mithilfe unserer Festschriftbeiträge.

Manche imperativisch ausgedrückten Wünsche des Senders kann der Empfänger allerdings beim besten Willen nicht erfüllen. *Vergiss das!*, hören wir häufig, wenn jemand uns um Entschuldigung bitten oder uns mitteilen möchte, dass wir etwas nicht mehr ernst zu nehmen haben. Bei derartigen Ratschlägen erinnere ich mich an die bekannte Anekdote aus dem Leben des mittelasiatischen Protagonisten humoristischer Geschichten, Hodja Nasreddin, der einem reichen Bonzen den Tipp gegeben hat, auf keinen Fall an den weißen Elefanten zu denken, wenn der Bonze seinen Reichtum vermehren will. Seit jener Zeit konnte der Bonze an nichts anderes als an den weißen Elefanten denken, obwohl es ihm vorher wohl kaum eingefallen wäre. Also erreichen Imperativsätze oft das

Gegenteil vom Intendierten. Es ist also Vorsicht geboten, wenn man Tipps gibt, insbesondere gerade, wenn diese im Imperativ formuliert werden. Die Ausweichstrategie in den Konjunktiv scheint dabei willkommen: *Es wäre doch besser, wenn Sie jetzt gingen, Herr Bäcker!* ist fast immer präferenter als *Hau ab!*

Nun zur Diachronie: Was lehrt uns die Sprachgeschichte über den Imperativ? Zunächst, dass er eine der ältesten grammatischen Kategorien des Verbs ist. Also haben die Menschen bereits sehr früh verstanden, dass man mit den kürzesten Appellformen die besten Ergebnisse erreichen kann:

*jah auk ik manna im habands uf waldufnja meinamma gadrautins jah qiþa du þamma: gagg, jah gaggiþ jah anþamma qim, jah qimiþ jah du skalka meinamma tawei þata, jah taujiþ* (Gotische Bibelübersetzung, Mt. 8, 9)

„Auch ich [als einfacher] Mensch habe selber Soldaten unter mir; sage ich nun zu einem: Geh!, so geht er, und zu einem andern: Komm!, so kommt er, und zu meinem Diener: Tu das!, so tut er es.“

Aber nicht nur das: *Wairþ hrains!* ‚Werde rein!‘, sagt Jesus Christus in der gotischen Bibelübersetzung (Mt. 8, 3) zu dem Aussätzigen, ohne diesen zu einer Tat aufzufordern, woraufhin sein Aussatz auf einmal verschwindet. Freilich kann das nicht jeder erreichen, aber viele haben es schon versucht – leider fast immer vergebens. Jedenfalls gibt es deutliche philologische Evidenzen hierfür seit den ältesten Schriftdenkmälern. Im ersten ‚Merseburger Zauberspruch‘ werden die Imperativformen verwendet, um die in feindlicher Gefangenschaft befindlichen Angehörigen zu befreien: *insprinc haptbandun, invar vigandun!* ‚Entspringe den Haftbanden, entgeh den Feinden!‘ – so werden die Gefangenen ermuntert in der Hoffnung, dass die Rufenden gehört werden und die Gefangenen den Instruktionen folgen können.

Den Haftbanden jeweils theoriekonformer Konzeptionen können die Sprachwissenschaftler bis heute kaum entspringen. Es wird oft erwartet, dass die Analyse im strengen Rahmen einer gewissen Konzeption durchgeführt wird und entweder rein ‚linguistisch‘ oder rein ‚philologisch‘ erfolgt. Dabei lässt sich gerade der Sprachwandel nicht anpassen. Manche Veränderungen dauern nämlich so lange, dass deren finalistische Erklärungen schlecht akzeptiert werden können, da sie mehrere Generationen der Sprachträger überdauern und die Quelle eines vermeintlich diskreten Wandels beim besten Willen nicht gefunden werden kann. Andere hingegen sind gut dokumentierbar, sodass sogar die Person festgestellt werden kann, die die jeweilige Veränderung initiiert hat.

Der Imperativ scheint sich aber so gut wie gar nicht zu verändern. Dass z. B. der Imperativ Dualis verschwunden ist, der in der Germania als

Relikterscheinung noch im Gotischen vorhanden war, hat mit der Genealogie des Imperativs nichts zu tun und ist lediglich auf das Verschwinden des Dualis im gesamten Verbalparadigma zurückzuführen. Sonstige Veränderungen sind aus globaler Sicht nicht erwähnenswert.

Der Imperativ hatte schon immer ein defektives Paradigma: eigentlich nur die zweite Person des Singulars, dazu eine eher ‚verdächtige‘ Form der zweiten Person Plural, die mit der Pluralform der zweiten Person des Präsens Indikativ vollidentisch ist, plus quasi-periphrastische Formen des so genannten Imperativs Plural der ersten Person (*gehen wir!*) sowie der ungewöhnliche, aus dem Französischen entlehnte ‚Respektimperativ‘ (*gehen Sie (bitte!)*), welcher eine relativ junge Bildung ist: Bei Lessing und Schiller lesen wir immer noch *Macht Ihr (bitte)!* etc. Unveränderlich bleiben die auffällige Kürze (oft sogar mit Nullflexion) sowie die unverwechselbare Intonation, die für Zögern oder Erwägungen weder Platz noch Zeit lässt.

Ich komme wieder zur Geehrten zurück. Meine eingangs verwendete Metapher des Dornröschenschlafs, aus dem sie die Imperativkategorie erweckt haben soll, übernehme ich von Karin Donhauser. Sie wurde von ihr bei einer Tagung in Leipzig eingesetzt, der ich ebenfalls beigewohnt habe. Es ging in ihrem Vortrag um David Lightfoot, dessen Sprachwandelbuch kurz davor erschienen war. Die Referentin erwog, was nun nach diesem neuen Werk, in dem die Sprachwandelproblematik von Lightfoot aus dem Dornröschenschlaf wachgeküsst worden war, auf die Sprachgeschichte wartet. Für eine Wissenschaftlerin, die dieses Fachgebiet in Forschung und Lehre vertritt und auch selber manch ein linguistisches Thema aus dem Dornröschenschlaf wachgeküsst hatte, war und bleibt diese Frage zentral.

Die Wissenschaft ist ein Staffellauf mit ständiger Weitergabe des Staffelstabs an die nächste Läuferin bzw. den nächsten Läufer. Nur so können in der Forschung Traditionen gepflegt und Schulen aufrechterhalten werden, aber auch neue Wege werden so entdeckt. Eine Festschrift ist dabei ein ganz besonderes Instrument. Da wird der Staffelstab nicht nach vorne, sondern zurückgereicht. 1998 hat Karin Donhauser die Festschrift für ihren Lehrer Hans-Werner Eroms unter dem Titel ‚Deutsche Grammatik – Thema in Variationen‘ mit herausgegeben, die ich in der russischen Fachzeitschrift ‚Izvestija Rossijskoj Akademii Nauk‘ (‚Nachrichten der Russischen Akademie der Wissenschaften‘) besprochen habe. Nun sind ihre eigenen Schüler und Kollegen dabei, Karin Donhauser zu ehren.

Dieser vierte Imperativ ist einer der schönsten Imperative, die uns verpflichten.